

(Nachdruck verboten.)

76]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Nach kurzem Zögern verriet Boisgelin gleichwohl seine Gedanken.

„Es handelt sich nämlich um folgendes. Ich sagte Dir, es gebe nur zwei Wege: entweder alles verkaufen oder eine Gesellschaft ins Leben rufen, der ich mit angehören würde. Mir ist jedoch eben ein drittes Mittel eingefallen, das eine Kombination der beiden andern darstellt, nämlich unsre Werte von der Erbschere ankaufen zu lassen und uns den größern Teil des Reingewinnes zu bedingen. Verstehst Du?“

„Nicht ganz.“

„Die Sache ist gleichwohl sehr einfach. Dieser Herr Lucas hat zweifellos lebhaftes Verlangen nach unserm Terrain. Nun hat er uns ja genug Schaden zugefügt, nicht wahr, und es wäre nicht mehr als billig, wenn wir ihm einen recht großen Betrag abnehmen könnten. Das wäre dann unsere Rettung, besonders wenn wir uns einen Anteil am Ertrag der Werke vorbehielten, was uns ermöglichen würde, die Guerdache zu behalten und unser Leben auf bisherigem Fuße weiterzuführen.“

Suzanne wurde von großer Traurigkeit ergriffen, während sie ihm zuhörte. Er war also immer noch derselbe Mensch, die schreckliche Lehre, die er erhalten, hatte ihn um nichts gebessert. Er dachte immer noch nur daran, auf Kosten anderer zu spekulieren, aus der Zwangslage, in der jene sich befinden mochten, Nutzen zu ziehen. Und seine Haupt Sorge war nach wie vor, der Nichtsthuer, der Ausgehaltene, der Kapitalist zu bleiben, der er bis jetzt gewesen war. Die Verzweiflung, die ihn seit der Katastrophe zu Boden drückte, hatte zur Ursache nur seine Angst, seinen Abscheu vor der Arbeit, die quälende Frage, wie er es ermöglichen sollte, weiterzuleben, ohne etwas zu thun; und unter seinen kaum getrockneten Thränen kam plötzlich wieder der Genußmenschen zum Vorschein.

Sie wollte jedoch alles wissen, was er dachte.

„Was habe ich aber in dieser Sache zu thun?“ fragte sie. „Warum wolltest Du wissen, ob ich mit Monsieur Froment in Verbindung geblieben bin?“

„Mein Gott,“ antwortete er gelassen, „weil mir das die Schritte erleichtert hätte, die ich bei ihm machen will. Du begreifst, nach so vielen Jahren der Entzweiung ist es nicht leicht, mit einer Geschäftssache an jemand heranzutreten, während die Schwierigkeit bedeutend verringert würde, wenn der Jemand Dein Freund geblieben wäre. Du hättest dann die Angelegenheit ihm gegenüber einleiten können.“

Sie unterbrach ihn mit rascher Handbewegung.

„Niemals hätte ich unter solchen Umständen mit Monsieur Froment gesprochen! Du vergißt, daß ich ihm wie eine Schwester zugethan war.“

Der Unglückliche! Er sank bis zur Niedrigkeit herab, auf die Zuneigung zu spekulieren, die Lucas für sie bewahrt haben mochte, und er wollte sie dazu gebrauchen, den Gegner zu erweichen, um ihn dann um so leichter zu besiegen!

Er sah wohl an ihrer Blässe und hörte in ihrem Ton, daß er sie verletzt hatte und daß sie sich wieder von ihm zurückzog, und er versuchte, den schlechten Eindruck zu verwischen.

„Du hast recht, geschäftliche Angelegenheiten gehen die Frauen nichts an, und Du hättest tatsächlich eine solche Mission nicht übernehmen können. Gleichwohl bin ich erfreut, daß mir dieser Einfall gekommen ist, denn je mehr ich darüber nachdenke, desto mehr dünkt es mir, daß hier unsre einzige Rettung liegt. Ich werde meinen Angriffsplan entwerfen und werde schon ein Mittel finden, um mich mit dem Direktor der Erbschere in Verbindung zu setzen. Wenn ich es nicht etwa so anstellen kann, daß er den ersten Schritt thut. Das wäre noch klüger.“

Er war wieder von Zversicht erfüllt durch die Hoffnung, einen andern zu benachteiligen und sein Wohlbehagen dadurch zu sichern, wie er es bisher gethan hatte. Das

Leben hatte noch seine Reize, wenn man es mit weissen, unthätigen Händen leben konnte. Er erhob sich mit einem Seufzer der Erleichterung und blickte durchs Fenster auf den großen Park, der sich im klaren Licht des Wintertags weiter zu erstrecken schien als je und den er im Frühling wieder mit festlichem Treiben zu erfüllen gedachte. „Wir wären dumm, wenn wir uns abhärten würden!“ rief er aus. „Sind Leute wie wir dazu gemacht, im Elend zu leben?“

Suzanne war sitzen geblieben, und ihr Herz zog sich zusammen in wachsender Traurigkeit. Einen Augenblick hatte sie gehofft, diesen Mann zu einem bessern Menschen verwandeln zu können, und nun mußte sie einsehen, daß Stürme und Umwälzungen über ihn hinweggingen, ohne daß er sich änderte, ohne daß er die neue Zeit auch nur begriff. Die uralte Ausbeutung des Menschen durch den Menschen lag ihm im Blute, und er konnte nur leben und genießen auf Kosten anderer. Er blieb, was auch geschehen mochte, ein großes, unvernünftiges Kind, das ihr einmal zur Last fallen würde, wenn je die Gerechtigkeit zur Herrschaft gelangte. Sie gab ihn auf und empfand nur noch mit Bitterkeit gemischtes Mitleid für ihn.

Während dieses langen Gesprächs war Paul unbeweglich sitzen geblieben und hatte seinen Eltern mit seinem klugen und sanften Gesicht zugehört. In seinen großen, gedankenvollen Augen spiegelten sich alle Gefühle, die seine Mutter bewegten. Er stand in inniger Seelenverbindung mit ihr, und er litt ebenso wie sie unter der Unwürdigkeit des Gatten und Vaters. Sie bemerkte seine schmerzliche Verlegenheit und fragte:

„Wohin wolltest Du eben gehen, mein Kind?“

„Auf den Pacht Hof, Mutter. Feuillat muß, denke ich, nun den neuen Pflug für die Wintersaaten bekommen haben.“

Boisgelin lachte laut auf.

„Und das interessiert Dich?“

„Ja, Vater. In Combettes haben sie Dampfpflüge, die mehrere Kilometer lange Furchen auf ihren Aekern ziehen, die sie zu einem großen Gute vereinnigt haben. Und das ist so wunderschön, wenn man sieht, wie die Erde bis in ihr Inneres aufgerührt und befruchtet wird.“

Er hatte mit jugendlicher Begeisterung gesprochen. Seine Mutter lächelte ihm zärtlich zu.

„Geh, mein Kind, sieh Dir den neuen Pflug an und arbeite, Du wirst Dich nur um so wohler fühlen.“

In den folgenden Tagen bemerkte Suzanne, daß ihr Gatte sich nicht sehr beeilte, seinen Plan zur Ausführung zu bringen. Es schien ihm zu genügen, daß er das Mittel gefunden hatte, das nach seiner Meinung alle retten mußte, und er war wieder in seine schlaffe Thatlosigkeit zurückverfallen. Im übrigen hatte sie noch ein großes Kind auf der Guerdache, dessen Art und Weise ihr seit kurzer Zeit Sorgen verursachte. Monsieur Jérôme, der Großvater, der nun, trotz des lebenden Todes, in welchem ihn die Paralyse gefangen hielt, sein achtundachtzigstes Jahr erreicht hatte, führte nach wie vor sein abge sondertes, lautloses Leben und hatte keine andre Verbindung mit der Außenwelt als seine täglichen Spazierfahrten in dem von einem Bedienten geschobenen Rollwagen. Nur Suzanne kam in sein Zimmer, pflegte ihn und umgab ihn mit der zärtlichsten Sorgfalt, die sie ihm schon als kleines Mädchen vor dreißig Jahren in diesem selben Gemache mit den auf den Park sehenden Fenstern gewidmet hatte. Sie war so gewöhnt an die Augen des Greises, an diese grundlosen, wasserklaren Augen, daß sie die flüchtigsten Gedanken darin lesen konnte. Seit den lehren Ereignissen hatten sich jedoch diese Augen verdunkelt, es schien, als ob eine aus der Tiefe aufsteigende Sandwolke sie trübe. Seit langen, langen, sich gleichbleibenden Jahren hatte sie sich über sie gebeugt, ohne etwas darin zu sehen, und hatte sich gefragt, ob das Denken nicht für immer aus ihnen entflohen sei, da sie stets so hell und leer blieben.kehrte das Denken nun wieder? Bedeuteten diese aufsteigenden Schatten, diese neue Fieberwunde nicht etwa ein Wiedererwachen seines ganzen Wesens? Vielleicht war sogar sein Bewußtsein die ganze Zeit her wach und ungetrübt gewesen, und vielleicht lockerte sich nun durch ein Wunder das eiserne Band der Paralyse und befreite ihn, kurz vor dem Ende ein wenig von

dem Schweigen und der Unbeweglichkeit, in die er solange eingeschlossen gewesen. Und sie folgte mit Staunen und und wachsender Beklemmung dem Fortschreiten dieser langsame Befreiung.

Eines Abends hielt der Bediente, der Monsieur Jérôme Wagen schob, Suzanne an, als sie eben das Zimmer des Greises verließ, ließ bewegt von dem sprechenden Blick, mit welchem er sie bis zur Thür verfolgt hatte.

„Gnädige Frau, ich muß Ihnen etwas mitteilen. Ich glaube, daß der alte Herr nicht mehr derselbe ist. Heute hat er gesprochen.“

„Wie, er hat gesprochen? rief sie bestürzt.“

„Ja, schon gestern schien es mir, als hörte ich ihn mit halber Stimme undeutliche Worte fallen, als wir auf der Straße nach Brian vor der Hölle ein wenig anhielten. Aber wie wir vor der Crèche vorüberkamen, hat er ganz sicher gesprochen.“

„Und was hat er gesagt?“

„Ich konnte es nicht verstehen, gnädige Frau, ich glaube, es waren nur Worte ohne Zusammenhang und ohne Sinn.“

Von da ab überwachte Suzannens besorgte Zärtlichkeit den Großvater noch mehr als bisher. Der Bediente erhielt den Auftrag, ihr jeden Abend zu berichten, was sich während des Tages ereignet hatte. Und so konnte sie genau das Wachsen der unruhigen Bewegung verfolgen, von der Monsieur Jérôme ergriffen schien. Er legte ein lebhaftes Verlangen zu sehen und zu hören an den Tag, er verlängerte die Dauer seiner Spazierfahrten immer mehr, als könne er nicht genug von dem beobachten, was sich auf den Straßen seinen Blicken bot. Und besonders ließ er sich täglich an zwei Orte führen: vor die Hölle und vor die Crèche, und wurde nicht müde, stundenlang die schwarzen Ruinen der einen, die helle Fröhlichkeit der andern zu betrachten. Er bedeutete dem Bedienten, seinen Schritt zu verlangsamen, er ließ ihn wiederholt dieselbe kleine Strecke zurücklegen und stammelte dabei immer vernehmlich jene Worte, deren Sinn man noch nicht begriff. Suzanne, die dieses langsame Erwachen in angstvolle Bestürzung versetzte, sandte endlich nach Doktor Novarre, um seine Meinung zu hören.

„Sie können sich nicht vorstellen, Herr Doktor,“ sagte sie, nachdem sie ihm alle Einzelheiten geschildert hatte, „mit welchem Schrecken mich das erfüllt. Mir ist, als sähe ich dem Erwachen eines Scheintoten zu. Mein Herz zieht sich zusammen, das alles kommt mir vor wie ein Wunderzeichen, das große Ereignisse ankündigt.“

Novarre lächelte über diese Frauennervosität und wollte vor allen Dingen selbst sehen und beobachten. Aber es war nicht so leicht, an Monsieur Jérôme heranzukommen, der seine Thür den Ärzten ebenso verschlossen hatte wie allen übrigen Menschen; und da sein Zustand keine Behandlung erforderte, hatte der Doktor seit Jahren thatächlich keinen Versuch gemacht, sich ihm zu nähern. Er erwartete ihn also im Park, bis er seine gewohnte Spazierfahrt antrat, grüßte ihn und folgte ihm in einiger Entfernung; dann wagte er es sogar, ihn anzusprechen, und die Augen des Greises belebten sich, seine Lippen öffneten sich zu gestammelten, unverständlichen Worten. Der Arzt war seinerseits erstaunt und bewegt.

„Sie haben recht, gnädige Frau,“ sagte er zu Suzanne, „es ist ein sehr merkwürdiger Fall. Wir haben es hier offenbar mit einer starken Krisis zu thun, die einer heftigen seelischen Erregung entstammen muß.“

„Und was ist Ihre Prognose, Herr Doktor?“ fragte sie ängstlich. „Was sollen wir thun?“

„Wir können nichts thun, gnädige Frau, das ist leider zweifellos. Und was die Prognose eines solchen Falls betrifft, so würde ich es nicht wagen, irgend etwas mit Sicherheit vorherzusagen. Ich kann Ihnen nur das eine sagen, daß solche Beispiele allerdings selten, aber nicht unerhört sind. So habe ich einmal im Armenhause von Saint-Cron einen alten Mann behandelt, der seit nahezu vierzig Jahren dort gelebt hatte, ohne daß die Wärter ihn je ein einziges Wort hätten sprechen hören. Plötzlich schien er zu erwachen, sprach zuerst verwirrt, dann sehr klar und verständlich, und bald erging er sich stundenlang in einem Strom ununterbrochener Redens. Aber das Merkwürdigste war, daß dieser alte Mann, den man für blödsinnig gehalten hatte, während der vierzig Jahre seines scheinbaren Geisteschlummers alles gesehen, alles gehört, alles verstanden hatte. Und was er nun in einem nicht enden wollenden Schwall von Worten hervorbrachte, das war eben die Wiedergabe

seiner Empfindungen, seiner Erinnerungen, die sich während des vierzigjährigen Aufenthalts im Armenhause in ihm aufgehäuft hatten.“

Suzanne erbehte und suchte die heftige Erregung zu verbergen, in die dieses Beispiel sie versetzte.

„Und was ist aus dem Unglücklichen geworden?“ fragte sie.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Märchenver.

Von Anton Tschschow.

Ljofschka Kudrinska, eine junge Frau, die außer einem verliebten Gatten eine Menge Anbeter besitzt, ist plötzlich krank geworden, so ernstlich krank, daß ihr Mann eiligt aus dem Bureau kommen und ein Telegramm nach Twer schicken muß, an die Schwiegermutter.

Im Bett liegend, vor Schmerz schreiend, erzählt Ljofschka ihrem Mann, wie sie erkrankt ist.

„Ich reise nach Plesnoje zur Tante, blieb dort eine Woche und fuhr dann mit der Tante zur Cousine Wera. Weras Mann ist ein Menschenfresser, ein Despot, weißt Du (ich würde solch einen Mann einfach todschießen); trotzdem lebten wir dort sehr lustig. Da gab's zuerst eine Liebeshabervorstellung. Man spielte „Ein Standal in der vornehmen Welt“. Christakow spielte geradezu wunderbar! In einer Pause trank ich kaltes, schrecklich kaltes Zitronenwasser mit etwas Cognac... Es hat mir aber weiter nichts geschadet... Weißt Du, Zitronenwasser mit Cognac schmeckt fast wie Champagner... Am nächsten Tage ritt ich mit Adolf Iwanowitsch spazieren. Es war etwas feucht und sehr windig. Wahrscheinlich habe ich mich dabei erkältet. Drei Tage später fuhr ich nach Hause, meinen lieben, guten Bascha wieder umarmen und gleichzeitig das seidene Kleid holen, das blaugeblümt, weißt Du? Meinen Bascha traf ich natürlich nicht zu Hause. Gehe in die Küche, Prastlowa soll den Samowar bringen; auf dem Küchentisch liegen junge Nibben und Möhren, so klein... ganz klein... Ich esse eine Möhre... na und auch ein paar Nibben. Ich esse sehr wenig, aber plötzlich bekomme ich Leibschmerzen... Krämpfe, Krämpfe, Krämpfe... Ach, ich sterbe!... Man läuft nach dem Doktor... Verstehst Du? Ich sterbe!“

Die Krämpfe haben mittags angefangen, um 3 Uhr ist der Arzt gekommen, um 6 schläft Ljofschka und schläft im festen, gesunden Schlaf bis 2 Uhr nachts.

Es schlägt zwei... Das Licht der kleinen Nachtlampe bringt mir schwach durch den blauen Lichtschirm. Ljofschka liegt im Bett. Ihr weißes Spitzenhäubchen hebt sich scharf vom roten Kopfkissen ab. Auf ihrem bleichen Gesicht und den runden, appetitlichen Schultern liegen die gemusterten Schatten des Lampenschirms. Am Fußende des Bettes sitzt ihr Mann Bascha Stepanowitsch. Der arme Kerl ist glücklich, daß er seine Frau endlich wieder zu Hause hat, aber gleichzeitig in schrecklicher Aufregung über ihre Krankheit.

„Nun, wie schläfst Du Dich, Ljofschka?“ fragte er flüsternd, so bald er bemerkte, daß sie erwacht ist.

„Mir ist schon besser...“ stöhnt Ljofschka. „Die Krämpfe sind fort, aber ich habe keinen Schlaf... Kann nicht einschlafen!“

„It's nicht schon Zeit, die Kompresse zu erneuern, mein Engel?“

Ljofschka erhebt sich langsam, mit leibendem Ausdruck und neigt grazios den Kopf auf die Seite. Als wenn er eine heilige Handlung zu verrichten hat, den heißen Körper kaum mit den Fingern berührend, wechselt Bascha Stepanowitsch die Kompresse. Ljofschka krümmt sich, läßt ein wenig, als das kalte Wasser ihre Haut kühlt, und legt sich wieder zurnt.

„Du Kermisler, schläfst nicht!“ höhnt sie.

„Wie kann ich schlafen?“

„Das ist bei mir nur nervös, Bascha. Ich bin eine sehr nervöse Frau. Der Doktor behandelt mich auf den Magen, aber ich fühle, daß er meine Krankheit nicht erlaut hat. Die Nerven sind's, aber nicht der Magen. Ich schwöre Dir: es sind die Nerven. Nur eins fürchte ich: daß die Krankheit eine böse Wendung nimmt.“

„Nicht doch, Ljofschka! Morgen bist Du wieder ganz gesund.“

„Wohl laun!... Ich bin nicht meinerwegen so besorgt; mir ist's ganz egal. Ich sehne mich sogar nach dem Tode, aber Du thust mir leid! Mit einem Mal Witwer und verlassen...“

Bascha errent sich mit selten der Gesellschaft seiner Frau und ist die Einsamkeit schon lange gewöhnt, trotzdem bekümmern ihn die Worte Ljofschkas.

„Gott weiß, was Du da sprichst, Liebchen! Wozu solch trübe Gedanken?“

„Ach ja! Du wirst ein paar Wochen weinen, ein paar Monate trauern und schließlich mich vergessen. Geheatest vielleicht noch einmal...“

Der Mann greift sich verzweifelt an den Kopf.

„Na, na, ich sage schon nichts mehr,“ beruhigt ihn Ljofschka. „Aber Du mußt auf alles gefaßt sein.“

Vielleicht sterbe ich wirklich? denkt sie, die Augen schließend.

Und Ljofschka stellt sich ihren Tod vor: um das Sterbelager drängen sich die Mutter, der Mann, Cousine Wera mit dem Mann, Verwandte, die Bewunderer ihres „Talents“... Alle weinen. Dann ist sie tot. Man zieht ihr, da sie interessant bläß, schwarzhaarig ist, das rosa Kleid an (es steht ihr besonders gut) und legt

fe in einem sehr kostbaren Sarg auf goldenen Füßen, der mit Blumen gefüllt ist. Es riecht nach Weihrauch, die Lichte knistern. Ihr Mann weicht nicht von ihrem Sarge, und die Bewunderer ihres „Talents“ lassen kein Auge von ihr: „Als ob sie lebt! Noch im Sarge schön!“ Die ganze Stadt spricht von ihrem zu früh erloschenen Leben. Dann trägt man sie zur Kirche. Es tragen: Ivan Petrovitsch, Adolph Ivanowitsch, Wasas Mann, Nikolai Semenitsch und der schwarzäugige Student, welcher sie Citronenwasser mit Cognac trinken lehrt. Schade, daß keine Musik da ist. Nach der Seelenmesse kommt der Abschied. Die Kirche ist von lautem Weinen erfüllt. Man bringt den Deckel mit den Quasten und . . . Lisotschka scheidet für immer vom Tageslicht. Man hört, wie die Nägel eingeschlagen werden. Bumm, bumm, bumm!

Lisotschka fährt auf und öffnet die Augen.

„Wahja, bist Du hier?“ fragt sie. „Ich habe solch' trübe Gedanken. Gott, was bin ich unglücklich, daß ich nicht einschlafen kam! Wahja, bedauere mich doch!“ Erzähle mir was!“

„Was soll ich Dir erzählen?“

„Jugend etwas . . . Liebest,“ sagt Lisotschka matt. „Weißt Du, mach' doch wieder 'nem Juden nach . . .“
Zu allem bereit, wenn seine Frau nur heiter ist und nicht vom Sterben spricht, kammert sich Wassil Stepanitsch die Haare über die Ohren, schneidet eine Grimasse und nähert sich seiner Frau.

„Brauche Sie vielleicht Ihren gerepariert zu haben?“ fragt er maufgehnd.

„Zawohl, ich brauche! Hier!“ lacht Lisotschka und reicht ihm ihre goldene Uhr vom Nachtsch.

Wahja nimmt die Uhr, betrachtet lange den Mechanismus und sagt, sich wiegend:

„Nix nich zu verdienen. Die geht nich mehr gerepariert zu werden. . . Hier fehlen an einem Rad hwaiz Szähne.“

Damit schließt die Vorstellung. Lisotschka lacht und klatscht in die Hände.

„Ausgezeichnet!“ ruft sie. „Wunderbar! Weißt Du, Wahja? Du bist sehr dumm, daß Du Dich nicht am Liebhaber-Theater beteiligst! Du hast ein bedeutendes Talent! Du bist sogar noch besser als Siskunow. Der spielte bei uns den Liebhaber in „Ich bin das Geburtstagskind“. Ein erstklassiges, komisches Talent. Stell' Dir vor: eine Nase, so dick wie ein Kürbis, grüne Augen und geht wie ein alter Kranich. . . Wir mußten alle so lachen. Warte, ich zeige Dir, wie er geht!“

Lisotschka springt aus dem Bett und beginnt, mit nackten Füßen im Zimmer umherzugehen.

„Ihr Diener!“ sagt sie, eine männliche Stimme nachzuahmen suchend. „Wie geht's Ihnen? Was giebt's Neues unterm Mond? . . . Gahaha!“

„Gahaha!“ wiederholt Wahja.

Und lachend, die Krankheit vergessend, jagen sich beide Gatten im Schlafzimmer herum. Das Hin- und Herlaufen endigt damit, daß Wahja seine Frau am Hemd fängt und sie mit Küffen überschüttet. Nach einer besonders leidenschaftlichen Umarmung erinnert sich Lisotschka plötzlich, daß sie ernstlich krank ist.

„Was für Dummheiten!“ sagt sie, ein ernstes Gesicht machend und unter die Bettdecke sichtlich. „Du hast wohl vergessen, daß ich krank bin! Sehr verunfugig — das muß ich sagen!“

„Entschuldige . . .“ sagt der Mann verwirrt.

„Warie nur, wenn die Krankheit eine böse Wendung nimmt, bist Du schuld.“

Lisotschka schließt die Augen und schweigt. Die frühere Maltigkeit und der leidende Ausdruck kehren auf ihr Gesicht zurück; wieder hört man leises Stöhnen. Wahja wechselt die Kompressen und, zufrieden damit, daß seine Frau zu Hause ist und nicht bei irgend welchen Leuten und Verwandten herumtagelobdient, sitzt er demütig am Fußende des Bettes. Bis zum Morgen schließt er kein Auge. Um 10 Uhr kommt der Arzt.

„Nun, wie fühlen wir uns?“ fragt er, den Puls zählend. „Gut geschlafen?“

„Schlecht!“ antwortet der Mann statt Lisotschka. „Sehr schlecht!“

Der Doktor geht ans Fenster und vertieft sich in den Anblick eines vorübergehenden Schornsteinfegers.

„Darf ich heute Kaffee trinken, Herr Doktor?“ fragt Lisotschka.

„Gewiß.“

„Und darf ich heute aufstehen?“

„Aufstehen? . . . hm . . . meinetwegen ja, aber . . . bleiben Sie doch lieber noch ein Tagchen liegen.“

„Sie ist sehr verstimmt . . .“, flüstert Wahja ihm ins Ohr. „Trübe Gedanken . . . Solch' eine Weltanschauung . . . Ich bin sehr unruhig darüber.“

Der Doktor setzt sich an den Tisch, reißt sich eine Weile mit der Hand die Stirn und verschreibt dann Bromnatrium. Nachdem er noch versprochen hat, des Abends wieder zu kommen, fährt er davon. Wahja geht nicht zum Dienst, sondern bleibt am Bett sitzen. . . Mittags fanden sich die Bewunderer ihres „Talents“ ein. Sie sind bemüht, erschreckt, bringen viele Blumen und franzoösische Blücher. Im schneeweißen Häubchen und leichter Bluse liegt Lisotschka im Bett mit einem rätselhaften Ausdruck auf dem blassen Gesicht, als wenn sie nicht an ihre Genesung glaube. Die Bewunderer ihres „Talents“ sehen den Gatten am Krankenbett, vergehen ihm aber gerne seine Anwesenheit: sie und ihn vereinigt ja ein und dasselbe Unglück an diesem Lager!

Um 6 abends schläft Lisotschka ein und schläft wieder bis 2 Uhr nachts. Wie am Tage vorher sitzt Wahja an ihrem Lager, kämpft mit dem Schlaf, wechselt die Kompressen, macht einem Juden nach — und am Morgen nach der zweiten Leidensnacht dreht sich Lisotschka schon vor dem Spiegel und seht den neuen Gut auf.

„Wohin willst Du, Täubchen?“ fragt Wahja und blickt sie bittend an.

„Wie?“ wundert sich Lisotschka, ein erschrockenes Gesicht machend. „Weißt Du denn nicht, daß heute Probe bei Maria Lebowna ist?“

Nachdem er seine Frau begleitet hat, nimmt Wahja aus Lauge weile seine Tasche und geht zum Dienst. Von den schlaflosen Nächten schmerzt ihm der Kopf, schmerzt so sehr, daß das linke Auge nicht gehorchen will, sondern sich von selbst schließt. . . .

„Was fehlt Ihnen, Wassil Stepanowitsch?“ fragt der Chef. „Was ist los?“ Wahja winkt nur mit der Hand und setzt sich.

„Fragen Sie gar nicht, Excellenz,“ sagt er seufzend. „Was ich in diesen beiden Tagen durchgemacht . . . wieviel ich gelitten habe. . . Meine Frau war krank!“

„Herr Gott!“ erschrickt der Chef. „Lisawetta Pawlowna? Was hat ihr gefehlt?“

Wassil Stepanowitsch breitet die Arme aus und erhebt die Augen zur Decke, als wenn er sagen wollte: Das mag Gott wissen!

„Ach, mein Freund, ich kann Ihnen von Herzen nachempfinden!“ senkt der Chef, die Augen verdrehend. „Ja, mein Lieber, ich habe die Frau verloren. . . ich verstehe Sie. Das ist solch ein Verlust. . . solch ein Verlust! Das ist schrecklich. . . geradegu schrecklich! Hoffentlich ist Lisawetta Pawlowna jetzt außer Gefahr? Welcher Arzt behandelt sie denn?“

„Von Sterk.“

„Von Sterk? Warum haben Sie nicht lieber Magnus oder Semandriki genommen? . . . Sie sehen übrigens sehr blaß aus! Sie sind selbst krank!“

„Ja, Excellenz. . . ich habe zwei Nächte nicht geschlafen, dazu die Angst, die Aufregung“ . . .

„Und dann kommen Sie noch her? Warum Sie überhaupt gekommen sind, verstehe ich nicht! Darf man sich denn absichtlich krank machen? Sofort gehen Sie nach Hause und bleiben da, bis Sie wieder ganz gesund sind. Gehen Sie, ich befehle es Ihnen! Dienstfeier ist eine gute Eigenschaft bei jungen Beamten; aber man muß nicht vergessen, was die alten Römer sagten: mens sana in corpore sano — ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!“

Wahja nickt mit dem Kopf, legt seine Papiere in die Tasche zurück, verabschiedet sich von seinem Chef und geht nach Hause schlafen. —

Kleines Feuilleton.

ek. Der Sklavenhandel im nördlichen Niggergebiet. Ueber den Sklavenhandel im nördlichen Niggergebiet bringt T. J. Tomlin in der „Empire Review“ eine Reihe Artikel, in denen er seine Beobachtungen in den Haussstaaten vor ihrer neuerlichen Einverleibung in die britische Oberherrschaft beschreibt. „Ich lebte unter den Eingeborenen“, erzählt er, „saher meinen Kopf, trug ihr Kleid, nahm ihre Sitten an, und da ich ihre Sprache lernte, hatte ich nur geringe Schwierigkeiten, alles was ich wollte zu sehen, und gar keine, das Gesehene durch sorgfältige Erkundigungen zu vervollständigen. Zu meiner Verwunderung zählten mehrere Könige, deren Frevel bei Sklavenbeutezügen einen schaudern machen“. Tomlin spricht zuerst von dem großen und kleinen Seelenverkäufer, schildert die Kinderräuberin, die als Hausfremde umherzieht, aber in unbewachten Augenblicken Kinder davonträgt, und dann den „Dorfvampir“, der Vieh, Kinder und ein Dutzend junger, zur Ehe passender Frauen verschwinden läßt und darauf die Dörfler überredet, dies wäre das Best' böser Geister, sodas sie ihm Opfer an Salz, Kautschuk und Vieh geben, um einen schützenden Zauber von einem mächtigen Zauberer zu holen; natürlich lehrt er, wenn er einmal davon ist, nie wieder. Dann kommt der Skaper; dieser bewaffnet alle seine Sklaven, kauft einige dazu und fordert junge Leute auf, ihn zu begleiten; so zieht er mit seiner Bande aus, und in der grausamsten Weise schändet und brennt er alles nieder, erschlägt die Leute oder macht sie zu Sklaven. Alles dies verbläht aber gegen die fürchtbaren Schandthaten der herrschenden Emire des Hausslandes. Die verschiedenen Völker scheinen sich nur im Kampf wohlzufühlen, und der Grund ist immer der Wunsch, Sklaven zu sammeln. „Der Sultan von Solota kämpft gegen seine Emire — das Ergebnis sind Sklaven. Die Emire erwidern den Besuch — Ergebnis Sklaven. Große Emire kämpfen gegen kleinere — wieder Sklaven; kleine Emire verfolgen noch geringere — wieder Sklaven! Die Mohammedaner kämpfen um desselben Zwecks willen gegen die Heiden, und die unaufhörlich bedrängten und gequälten Heiden setzen gegen alle und alles, worauf sie die Hand legen können“. Noch schlimmer, die Emire plündern ihre eignen Unterthanen in dieser Art, mit oder ohne den Vorwand, Steuern zu erheben. „Ich habe ein Gebiet von fünftausend englischen Quadratmeilen gesehen, das ganz von dem herrschenden Emir entvölkert war. Ich sah mit meinen eignen Augen große besetzte Städte, die ganz verlassen waren, Tausende von Acres Land, das wieder Urwald geworden und in dem eine ganze Bevölkerung vernichtet war“. Tomlin beschreibt einen Einfall eines Emirs in ein feindliches Nachbargebiet. Die Truppen werden in Nachtmärschen in das zum Verderben bestimmte Dorf

geführt; dann, wenn am Morgen noch alles im Schlafe liegt, fallen sie über ihre Beute her. Es kommt kaum zum Kampf. Alles wird in Brand gesteckt und die Gefangenen aus ihren Verstecken gezogen. Die alten Männer und Frauen werden gestoßen oder geschlagen, die jungen Männer gefesselt, die Knaben gebunden, die Mädchen und jungen Frauen Hals an Hals gefesselt. Die Babies werden gesammelt und in Säde gebündelt. Dann beginnt der Rückzug durch feindliches Gebiet mit Sklaven. In der Nähe des eignen Landes werden viele Fluchtversuche gemacht, die unvermeidlich den Tod nach sich ziehen. Ist der Zug dann in Sicherheit, so beginnt die Verteilung der Beute, und damit ist, so weit der Sklave in Betracht kommt, der schlimmste Teil des Geschäfts vorüber. Der Wert der Sklaven erhellt aus folgender Tabelle: Ein siebenjähriges männliches oder weibliches Kind 50 M.; dasselbe zehnjährig 75 M.; Knabe von 17 Jahren 110 M.; gut aussehender Knabe von 12 bis 14 Jahren 140 M.; Mädchen von 14 bis 19 Jahren 190 M.; junge Frau von 20 oder 21 Jahren 100 M.; erwachsener Mann mit Bart 70 M.; reife Frau 40 M. Babies und jüngere Kinder werden als Nebeneinkünfte derer betrachtet, die sie auffammeln wollen, und gewöhnlich auf der Stelle an ärmere Klassen verkauft. Die Kinder werden inzwischen in Säden getragen. Bei einem Rückweg durch freundliches Gebiet kamen einige Landleute zu den Häusern und fragten sie, ob sie Kinder zu verkaufen hätten. Darauf wurden große Säde vorgebracht, aus denen schwarze Knäuel Kinder rollten. Der Eingeborene rief die sich windende Masse mit dem dicken Ende seines Speers auseinander, und als er das Gewünschte gefunden hatte, bezahlte er, nahm das Kind und ging davon mit den Worten: „Allah shi kai ku“ (Gott sei mit Dir!).

Im ganzen werden die Sklaven auf dem Marsche gut behandelt, da es im Interesse des Besitzers liegt, sie in gutem Zustande zu verkaufen. Auf dem Sklavemarkt sieht man wenig aufstallendes Elend. Die jungen Mädchen tragen helle Leinentücher und Kopfbedeckungen, schwachen und lachen und müßern fragend solche Leute, die anhalten und sie betrachten. Jeder könnte ihr Herr werden, und je nach dem Eindruck sind sie ängstlich oder das Gegenteil davon. Wirkliches Elend sieht man nur auf den Gesichtern derer, deren Familien umgebracht oder von ihnen gerissen sind. Tonkin fragte einmal aus Rengierde einen Sklavenhändler, wieviel für ihn selbst auf einem Markt bezahlt werden würde, und erhielt nach sorgfältiger Ueberlegung die Antwort, daß er nur 200 M. als ein gewöhnlicher Sklave wert sei, aber für seine großen Kenntnisse jede beliebige Summe erzielen würde.

Aus dem Tierleben.

ss. Daß sich Fische erkälten können, wird manchem sonderbar scheinen, weil die Fische doch zu den kaltblütigen oder wie die Wissenschaft genauer sagt, wechselwarmen Tieren gehören. Professor Bruno Goser, der Leiter der biologischen Versuchsanstalt für Fischerei in München, hat in der „Allgemeinen Fischereizeitung“ darauf hingewiesen, daß gerade die kaltblütigen Fische einer Erkältung noch viel stärker ausgesetzt sein müssen, als die in der Luft lebenden Warmblüter, die weit mehr und durch tägliche Erfahrung daran gewöhnt sind, plötzliche erhebliche Temperaturschwankungen ihrer Umgebung zu erfahren. Die Warmblüter besitzen auch in den Blutgefäßen ihrer Haut, die sich nach der Außentemperatur zusammenziehen oder ausdehnen, ein Mittel, die Wärmeänderungen der Umgebung in ihrer Wirkung auf den Körper abzuschwächen und aufzuheben. Ein Fisch dagegen besitzt derartige Einrichtungen nicht, die die körperliche Wärme auf gleicher Höhe zu erhalten bestimmt sind, und er macht daher in seinem Körper alle Wechsel der Temperatur durch, die in dem umgebenden Wasser stattfinden. Er hat auch gar keine Gelegenheit, im Wasser so plötzliche Temperaturschwankungen zu erfahren wie in der Luft, denn wenn die Luft über einem Wasser vielleicht in wenigen Stunden 10—15 Grad kälter wird, so dauert es tagelang, bis sich diese Abkühlung der ganzen Wassermasse mitteilt. Aus diesen Ueberlegungen geht hervor, daß die Fische gegen plötzliche Temperaturänderungen besonders empfindlich sein müssen. Die Thotische muß in der Fischerei besonders berücksichtigt werden. Es geschieht nämlich allzu oft, daß z. B. Karpfen im Frühjahr aus dem Winterlaich herausgenommen und vor dem Einsetzen in andre Gewässer, in denen sie ihr weiteres Wachstum durchmachen sollen, in sehr kaltes Quellwasser gebracht werden. Es stellten sich dann schon innerhalb eines Tages eigentümliche Veränderungen an der Haut ein, die zunächst als zarte, milchglasartige Flecken erkennbar werden. An einigen Stellen zeigt sich auch die Oberhaut in unregelmäßiger Weise gehoben und macht den Eindruck, als ob sie leicht zertrübt worden wäre. Bei weiterem Fortschritt des Einflusses fällt die Oberhaut in Fetzen ab, so daß die Unterhaut bloßgelegt wird. Innerhalb zweier Tage steigern sich die Krankheitserscheinungen derart, daß ein unerfahrener Beobachter die Fische für verpilzt halten würde, und einige davon sehen geradezu weiß aus. Da diese Erkrankung bei Karpfen beobachtet worden ist, die vorher völlig gesund gewesen sein müssen, so ist sie ohne Zweifel auf den Einfluß plötzlicher Temperaturerniedrigung, das heißt auf eine Erkältung zurückzuführen. Werden die Fische beizeiten in wärmeres Wasser zurückgesetzt, so heilt die Haut bei den meisten Exemplaren wieder aus. Es kommt aber auch recht häufig vor, daß sich nun an den verletzten Hautstellen Pilze ansiedeln, durch deren Wucherung die Krankheit unheilbar wird und zum Tode der Fische führt. Die

Feststellung dieser Einflüsse einer Erkältung hat eine große praktische Bedeutung für den Fischhandel, indem bisher kaum darauf geachtet zu sein scheint, daß die Fische nicht in erheblich kälterem Wasser verschickt werden dürfen, als sie es in ihren Teichen zuletzt gehabt haben. Der Fischhändler empfängt bei Vernachlässigung dieser Vorsicht die Fische in dem geschädigten Zustande, hält sie für verpilzt und erhebt Anspruch auf Schadenersatz. Solche Erkrankungen sind nicht nur beim Karpfen, sondern häufig auch beim Schlei und beim Forellenbarsch beobachtet worden, sie kommen aber wahrscheinlich auch bei noch andren Fischen vor. —

Meteorologisches.

— Vom Nordlicht. Professor Wirtland, der seiner Zeit im Auftrage der norwegischen Regierung zu Untersuchungen über die Entstehung des Nordlichts nach Vofelop, einem Ort im Amt Finnmarken, entsandt war, hat die Resultate seiner Forschungen in einem Bericht niedergelegt, der im Verlage der Wissenschaftlichen Gesellschaft foeben erschienen ist. Der Bericht, der die Jahre 1899 und 1900 umfaßt, ist von großem Interesse und reich an neuen und überraschenden Gesichtspunkten. Nachdem zuerst der Beweis geführt wird, daß die unscheinbaren Variationen der magnetischen Kräfte an weit auseinander liegenden Orten, wie beispielsweise Potsdam und Vofelop, sich nicht nur in gleichartiger Weise, sondern auch zu gleicher Zeit äußern, geht der Verfasser auf die Entstehung des Nordlichts und der Wolkenbildung in den allerhöchsten Luftregionen über. Nach der Theorie des Professors Wirtland entsteht das Nordlicht dadurch, daß von der Sonne ausgehende Kathodenstrahlen durch die obersten Luftlagen der Erde aufgesogen werden. Es ist dem Gelehrten gelungen, mit Hilfe seiner Apparate Nordlicht von solcher Naturwahrheit künstlich darzustellen, daß alle, welche je ein wirkliches Nordlicht gesehen haben, aufs höchste davon überrascht gewesen sind. Ebenso beweist er, daß die bisher noch unaufgelöste Entstehung der Cirrus- oder Federwolken in natürlicher Weise sich mit elektrischen Strömen in Verbindung setzen läßt.

Da allem Anschein nach die elektrischen und magnetischen Phänomene eine große Rolle bei Wetterveränderungen spielen und die Meteorologie der Zukunft neben den bis jetzt gebräuchlichen Hilfsmitteln jedenfalls auch die Veränderungen in dem magnetischen Zustande der Erde berücksichtigen wird, so schlägt man hier die Gründung eines zeitgemäß ausgestatteten erdmagnetischen Observatoriums vor, für welches ebenso wie für Professor Wirtlands Expedition die Kosten vom Staate getragen werden sollten. —

Humoristisches.

— In der Westminster-Abtei. Fremdenführer: „Hier in diesem Sarkophag ruht König Heinrich der Vierte.“ Fremder: „Erster Teil?“ — Das Modell. Freundin: „Wie war's denn bei dem jungen Maler?“ Modell: „Der wird im Leben kein großer Künstler. Denn er hat sich geschämt.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Im Befinden Leo Tolstois ist eine Besserung eingetreten. — Die im Wiener Verlage erschienene Uebersetzung von Mirbeaus Roman „Tagebuch einer Kammerjungfer“ ist konfisziert worden. Der Wiener Staatsanwalt hat in dem Buche nicht weniger als 28 Stellen beanstandet. — c. Die Veröffentlichung der „Memoiren Crispis“, die gleichzeitig italienisch, französisch und englisch erscheinen werden, wird, wie eine französische Zeitschrift mitteilt, für Oktober oder November dieses Jahres angeündigt. Das Werk wird wenigstens zwei Bände umfassen. — Von den „Meisterbildern fürs deutsche Haus“, die der Kunstwart zum Preise von 25 Pf. das Stück herausgibt, ist die zweite Folge erschienen. Sie bringt: Dürers „Juhof“-Bildnis und seinen Stich „Hubertus“, Rembrandts Radierung „Die drei Bäume“ und sein Gemälde „Die Zimmermannsfamilie“, Meyers „Geneung“ und Ruysdaels „Judenkirchhof“. — Aus der Alfred Kirchhoff-Stiftung, die jetzt die Höhe von 12500 M. erreicht hat, sollen von nun an in jedem Jahre die Zinsen zur Unterstützung geographischer Arbeiten, und zwar in erster Linie an Studierende der Universität Halle, vergeben werden. — Die Zwergcylade hat die Gafelfelder in der Lüneburger Heide stellenweise vollständig vernichtet. Dieses Insekt tritt in diesem Jahre in so ungeheurer Menge auf, daß beim Betreten der heimgesuchten Felder förmliche Wolken von diesen Tierchen in die Höhe gehen, ebenso zahlreich liegen und hüpfen sie auch noch auf dem Boden. Die Beschädigungen treten zuerst am Rande der Felder auf und schreiten mit den Grenzen parallel fort. Ganze Breiten zeigen eine kupferrote Färbung. Das Insekt saugt den Saft aus den Blättern, worauf die Pflanze gelb und braun wird. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 21. Juli.